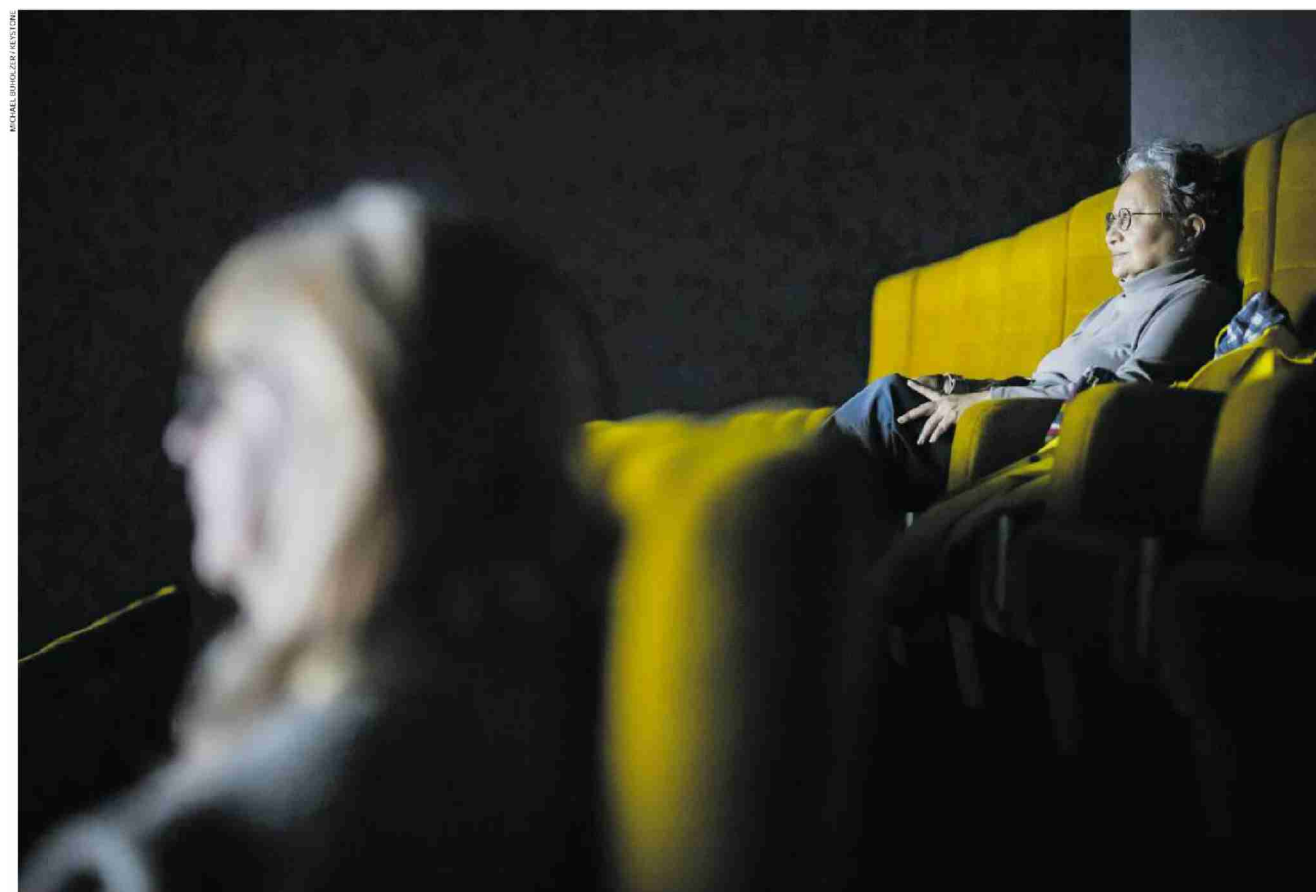




# Die Schweizer Kultur hat Long Covid

Die Corona-Massnahmen sind längst aufgehoben. Doch vielen Kinos, Theatern und Museen fehlen die Besucher. Branchenkenner drängen auf radikale Therapien. **Von Linus Schöpfer**



Seit Mitte Februar können Schweizer Kulturhäuser ihre Anlässe wieder ohne Masken- und Zertifikatspflicht durchführen: Hier ein Blick ins Zürcher Kino Kosmos am 17. Februar 2022.



Der Schweizer Kultur erging es übel in den letzten zwei Jahren. Während der Shut-downs lag sie im Koma, dazwischen war sie sediert und konnte nur eingeschränkt arbeiten, mit Masken und weniger Plätzen. Am Leben erhielt sie der Staat. Der Bund stellte eine Viertelmilliarde Franken bereit, die Kantone Basel-Stadt und Zürich richteten ein Grundeinkommen aus, und Pro Helvetia gab Geld, um die Kunst in den digitalen Raum zu retten.

Doch ganz wach geworden ist die Kultur noch immer nicht. Die Kinos verzeichneten von Januar bis Mai gut einen Drittel weniger Eintritte als im selben Zeitraum 2019, wie eine Erhebung des Verbands Pro-Cinema zeigt. Auch manche Museen, Konzerthäuser und Theater registrieren teils kleine, teils markante Rückgänge im Vergleich zur vorpandemischen Zeit – obwohl der Bundesrat die Kulturaufgaben bereits vor vier Monaten aufgehoben hat.

Wie prekär es um die Kulturbranche steht, verdeutlicht eine Untersuchung des **Zürich Centre for Creative Economies**, das zur **Zürcher Hochschule der Künste** gehört.

Die Kreativwirtschaft sei in den letzten zehn Jahren dynamischer gewachsen als die Gesamtwirtschaft, sagt Departementsleiter Christoph Weckerle. Nun aber hätten sich die Verhältnisse umgekehrt (siehe Grafik auf Seite 56). «Während die Wirtschaft sich insgesamt von der Pandemie erholt, geht es mit der Kreativwirtschaft unvermindert abwärts.» Zur Kreativwirtschaft gehören Theater, Museen und Buchverlage, aber auch Designbüros und Game-Studios.

Betrachte man die traditionellen Kunstsparten gesondert, erklärt Weckerle, sei der Absturz noch deutlich drastischer. Dies sei umso erstaunlicher, als dieser Bereich der Kreativwirtschaft vom Staat ja besonders stark unterstützt worden sei. Weckerles Zahlen zeigen: Zwar hat sich der Rückgang im ersten Quartal 2022 abgeschwächt, doch die Kreativwirtschaft büsst nach wie vor Arbeitsplätze ein. Von Januar bis März arbeiteten rund 10 000 Erwerbstätige weniger in diesem Wirtschaftssektor als im ersten Quartal 2021. Dies im Gegensatz zur Gesamtwirtschaft, in der seit letztem Sommer wieder Jobs geschaffen werden.

Besuch in Zürichs Altstadt, wo die Kulturstiftung Pro Helvetia ihren Sitz hat:

Direktor Philippe Bischof empfängt in einem Vorraum, an dessen Wänden gerahmte E-Mails hängen; eine Künstlerin hat Förderanträge, die sie vergebens gestellt hat, in eine Installation verwandelt. Dann geht es in Bischofs Büro.

## Verzweifelte Suche nach Publikum

Der Basler hat zuletzt viel Zuspruch erhalten, Künstlerverbände rühmen die schnelle Hilfe von Pro Helvetia. Bischofs Stiftung unterstützte Kunstschaaffende bei der Erstellung von Livestreams, Buch-Trailern und anderen Digitalgefässen. Trotz dem vielen Lob macht Philippe Bischof keinen zufriedenen Eindruck. Die schleppende Erholung seiner Branche beschäftigt ihn. «Viele Veranstalter fragen sich verzweifelt, wo ihr Publikum geblieben ist.»

Manchem Schweizer Kulturhaus ergeht es derzeit wie einem Long-Covid-Kranken: Man sucht nach Gegenmitteln, ist zunehmend ratlos und hofft darauf, der Albtraum möge bald enden.

So ist das Publikum des Zürcher Schauspielhauses in den letzten beiden Monaten im Vergleich zu April und Mai 2019 um ein Viertel geschrumpft. «Nicht nur wir, sondern die meisten Theaterhäuser spüren derzeit immer noch eine gewisse Zurückhaltung beim Publikum», sagt Sprecherin Seta Thakur. Auch andere wichtige Institutionen verzeichnen diesen Frühling deutliche Rückgänge im Vergleich zu 2019, so das Landesmuseum (minus 25 Prozent) oder das Kunstmuseum Bern (minus 15 Prozent).

Der bekannteste Schweizer Jazzclub, das Moods in Zürich, zählte im April und Mai einen Drittel weniger Besucher als in denselben Monaten des Jahres 2019. Sprecherin Soraja Hagspiel vermutet, das liege auch am Überangebot. Derzeit würden Events nachgeholt, die während der ausserordentlichen Lage verschoben worden seien. Hagspiel vermutet aber auch, dass sich die Vorlieben grundsätzlich verändert hätten. Grosse Namen seien nach wie vor häufig ausverkauft, mässig bekannte Künstler hätten es dagegen schwerer denn je. Eine Beobachtung, die Soraja Hagspiel mit anderen Veranstaltern teilt.

Die Pandemie scheint eine neue kulturelle Ängstlichkeit ausgelöst zu haben: Das Publikum scheint risikoscheuer geworden zu sein. Wer eigens das Binge-Watching der neusten



Netflix-Serie unterbricht und sich aus dem Sofa müht, verlangt als Gegengeschäft offenbar eine Unterhaltung, die sie oder ihn garantiert nicht enttäuscht.

## Knüsel und die Schocktherapie

Die Schweizer Kultur kränkt, und leichter wird es für sie im Verlauf des Jahres kaum. Diesen Monat stellt der Bundesrat seine Ausfallsentscheidungen ein. Es ist absehbar, dass einige Institutionen Probleme bekommen und allenfalls zusammenklappen werden. Zugleich haben einzelne Häuser die Pandemie gut überstanden und erzielen Besucherzahlen wie 2019, das Opernhaus Zürich etwa oder das Verkehrshaus Luzern.

Pius Knüsel findet es nicht in jedem Fall bedauerlich, wenn eine Institution schliessen muss. Der Kulturmanager war Musikveranstalter und arbeitete für die Credit Suisse, von 2002 bis 2012 leitete er die Pro Helvetia. Es waren Jahre des Achs und Krachs, Knüsel ist der heitere Provokateur der Schweizer Kulturszene. Vor just zehn Jahren erschien das Buch «Kulturinfarkt» – ein Frontalangriff auf die etablierten Förderstrukturen, der Luzerner war Co-Autor. Knüsel und sein Buch sorgten in der Kulturszene für ähnliche Begeisterung wie der Unternehmensberater, der im Armani-Anzug einen Rastafari-Schuppen betritt.

Nun sitzt Pius Knüsel im «Galotti», einem kleinen Musikklub unter der Zürcher Hardbrücke. Lastwagen dröhnen am Fenster vorbei. Er engagiert sich im Vorstand des Klubs, seit letztem Sommer ist er pensioniert. Grundsätzlich seien die Rettungsmassnahmen des Staates sinnvoll gewesen. Doch hätten in der Pandemie alle – Künstler, Politiker, Journalisten, die Gesellschaft – es verpasst, die entscheidende Frage zu stellen. «Die alten Regeln waren ausser Kraft. Es wäre der ideale Moment gewesen, nach neuen, besseren Regeln zu fragen.»

Die heutige Subventionspolitik taue nicht für die Zukunft, sagt Knüsel. Sie sei viel zu sehr auf die grossen Häuser fokussiert. Dabei sei das Sparpotenzial doch offensichtlich. Die Oper käme problemlos mit ein paar Millionen weniger aus, auch brauche die Stadt Zürich nicht derart viele Theater wie heute – das Schauspielhaus decke mit seinen Ensembles und Bühnen ja bereits alle Spielarten der Kunstform ab. Das frei gewordene Geld würde Knüsel zur Laienkultur umver-

teilen. «Viele Schweizerinnen und Schweizer haben als Kind ein Instrument gespielt, als Erwachsene aber damit aufgehört. Man müsste es ihnen erleichtern, weiter zu spielen und gemeinsam zu musizieren.» Knüsel glaubt, dass davon letztlich alle profitierten, auch die Hochkultur. «Die Leute würden dann öfter Konzerte besuchen. Weil sie hören möchten, wie es die Profis machen.»

Pius Knüsel vertritt einen Therapieansatz, den man als institutionellen Elektroschock bezeichnen könnte. In ihrer ganzen Radikalität hätten seine Vorschläge nie eine Chance gehabt, sagt er. Doch sein eigentliches Ziel sei es, den Rückbau und die Schliessung von Kulturhäusern denkbar zu machen, diese Massnahmen stärker einzubringen in die Debatte als «zuweilen sinnvolle Option des Raum-Schaffens».

## Grosse müssen keine Angst haben

Pius Knüsel erwartet, dass dieses Jahr ein paar kleinere Institutionen schliessen müssen. Die Grossen aber würden vom Staat bestens versorgt und müssten sich keine Sorgen machen – zumindest für die nächsten Jahre nicht. Blieben sie jedoch chronisch unter den vorpandemischen Zahlen, würde es auch für sie und die fördernden Kommunen problematisch.

Wie kommt die Schweizer Kultur über ihr Long Covid hinweg? **ZHdK-Professor** Christoph Weckerle rät dazu, tradierte Lebensentwürfe zu überdenken. «Der klassische Künstler erscheint seit der Corona-Krise als bedauernswerter denn je. Er scheint ohne Hilfe des Staates nicht überlebensfähig zu sein.»

Weckerle möchte jenen Kreativen mehr Aufmerksamkeit geben, die ausserhalb des kulturellen Sektors ihr Geld verdienen und mit unterschiedlichen Partnern zusammenarbeiten. Das Künstlertum und sein Wirkungsbereich müssten grösser, weiter gedacht werden. «Denken wir etwa an Game-Designer, die Software für die Banken der Zukunft entwerfen, oder an Schauspielerinnen, die in der Kommunikationsabteilung eines KMU ihre geistige Beweglichkeit und ihre Fähigkeit, prägnante Erzählungen zu formulieren, einbringen können. Sie tun das nicht als simple Dienstleister, sondern mit den Kompetenzen, die ihnen zum Beispiel an der **ZHdK** vermittelt worden sind.» In der Pandemie habe die Kreativwirtschaft jeden



zwanzigsten Job verloren. Zugleich, so die Untersuchung von Weckerle Institut, sind derzeit viele Stellen ausgeschrieben. «Dieser Gegensatz - hier sinkende Beschäftigung, da offene Stellen - ist auffällig. Es gibt ganz offensichtlich neue, attraktive, künstlerische und kreative Arbeitsmodelle, die wir stärker wertschätzen sollten.»

Auch müsse man vermehrt auf das Digitale fokussieren. «Es reicht nicht, wenn zum Beispiel nun während der Pandemie die eine oder andere Künstlerin einen eigenen YouTube-Kanal eröffnet hat. Auch die staatlichen Förderstellen müssten sich hier anders engagieren.» Zu kurz gekommen sei in der Corona-Krise eine besondere Qualität: «Kunstschaffende wären ja die eigentlichen Spezialisten im Umgang mit dem Unsicheren und Unerwarteten.» Doch davon sei in der Pandemie wenig zu bemerken gewesen. «Ich hätte mehr inspirierende Impulse erwartet.»

### Subventionsdosis erhöhen? Nein!

Knüsel und Weckerle sind die Alternativmediziner, die sich mit unkonventionellen Ideen über die Kulturszene beugen. Und was sagt Philippe Bischof, quasi der Vertreter der kulturpolitischen Schulmedizin?

Der Pro-Helvetia-Direktor glaubt, dass in der Pandemie nicht nur das Virus, sondern auch das Kulturpublikum mutiert ist. Die Gewohnheiten hätten sich verändert, stellt auch er fest. Für Bischof hat die Kultur im engeren Sinn an Bedeutung verloren, jene der Kultur im weiteren Sinn dagegen gewonnen. «Zu Hause Brot backen, mit Freunden zusammen sein, in die Natur gehen - solche

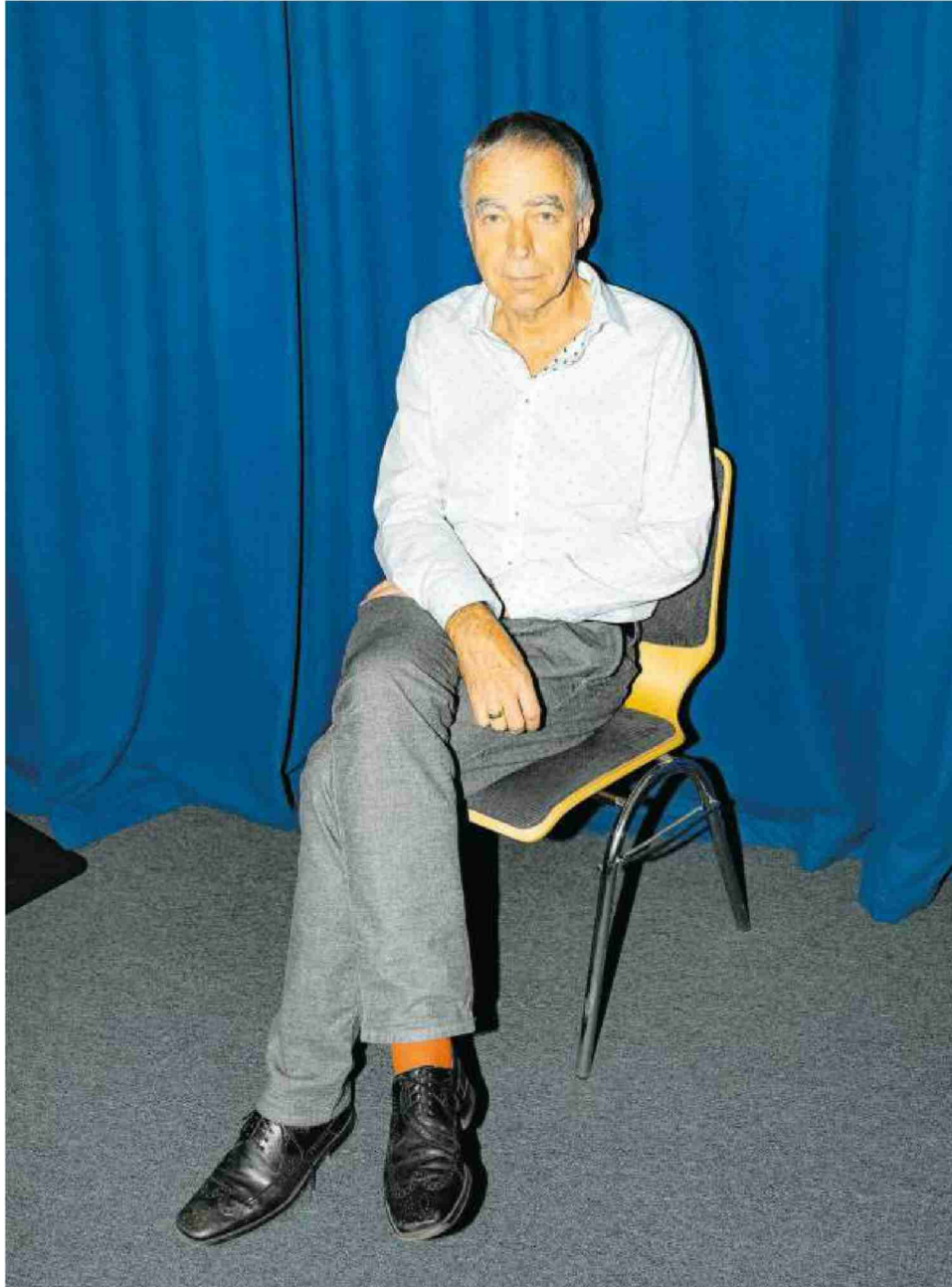
Aktivitäten sind den Menschen offenbar wichtiger geworden.» Zudem seien die Leute viel weniger bereit, sich längerfristig an ein Kulturhaus zu binden, etwa ein Jahresabonnement zu lösen. Der Hoffnung mancher, die Subventionsdosis werde nun immer weiter erhöht, erteilt Bischof für seine Institution eine Absage. Pro Helvetia wolle die Quote der bewilligten Gesuche vielmehr künftig eher senken und dafür die einzelnen Projekte stärker unterstützen. Der Direktor wird überraschend deutlich: «Heute gibt es in Bereichen wie dem Theater, der Musik oder der visuellen Kunst zu viele Produktionen für ein zu kleines Publikum.»

Für Philippe Bischof ist klar: Kulturförderer, Künstlerinnen und Künstler müssen ihre Kräfte besser bündeln. Sie müssten weniger Arbeiten produzieren, diese dafür besser auswerten. «Wir müssen die Kunst länger und breiter wirken lassen, statt ständig neue Projekte auf den Markt zu bringen.» Wer nicht aufzeigen könne, wie sie oder er das Interesse der Menschen wecken wolle, werde es künftig vermutlich schwerer haben, Fördergeld zu bekommen. Dasselbe gelte für die Veranstalter. Sie müssten mehr in die Publikumsgewinnung investieren, analog und digital, um sich ein Publikum erhalten zu können - ein Publikum, «das nicht unbedingt grösser wird», wie Bischof anfügt.

Knüsel, Weckerle und Bischof: Die drei Experten blicken unterschiedlich auf die Schweizer Kultur. In der Prognose sind sie sich allerdings einig: Auf eine vollständige Rehabilitation sollte die kränkelnde Patientin besser nicht hoffen.



PHILIP FROWEIN FÜR «NZZ AM SONNTAG»



**Würde der Oper nehmen und der Laienkultur geben: Kulturmanager Pius Knüsel.**

“

**Die Pandemie scheint die Risikoscheu verstärkt zu haben: Wer sich aus dem Sofa müht, verlangt nach einer Unterhaltung, die garantiert nicht enttäuscht.**

